

Schwarze Perlen.

Striminalroman von August Weigl.

(6. Fortsetzung.)

„Nur nicht so förmlich, lieber Doktor!“ fiel ihm Mary ins Wort. „Vor mir brauchen Sie sich nicht zu verstellen. Hella und ich sind seit frühesten Kindheit vertraute Freundinnen. Ich weiß alles. Genieren Sie sich nicht. Geben Sie ihr einen Kuß! Ich werde mich vorstellen, damit man es von der Allee aus nicht sieht!“

„Aber Mary!“ wandte Hella in tödlicher Verlegenheit ein. „Wenn du ihn nicht willst, bitte!“

Das Glüd, das aus dem Antlitz ihrer Freundin strahlte, ließ Mary die eigenen Sorgen einen Augenblick vergeffen.

„Sagen Sie sich her zu uns, Herr Doktor! Nicht hierher — auf die andere Seite, zu Hella natürlich!“

Der Doktor folgte bereitwillig der Aufforderung der Baronin. Die Hände der jungen Leute fanden sich zu herzlichem Druck, was Mary selbstverständlich nicht bemerkte, da sie in die entgegengesetzte Richtung blickte, um das Paar nicht zu hören. „Wie geht's zu Haus?“ fragte Doktor Wurmfer.

„Ach — antwortete Hella — „Hans macht dem Vater viel Sorgen.“

„Was ist denn mit deinem Bruder eigentlich wieder los?“ fragte Mary. „Das ist schwer zu sagen. Ich glaube, es steckt ein Mädel dahinter, denn seit einiger Zeit ist er wie ausgeheckelt.“

„Ein Mädchen, glaubst du?“

„Ja, ich glaub', die Tochter vom Gärtner hier. Du weißt doch, wie harmlos und frohlich er war, jetzt ist er immer so finster. Ganz einen wilden Ausbruch hat er manchmal im Gesicht. Und so was Schenes. Ganze Tage verbringt er außer Haus! Denk dir nur, er, der früher nicht wegzubringen war vom Kastell, dem es die größte Freude machte, das Gewehr über die Schulter zu werfen und hinein in den Wald zu laufen.“

„Wohin geht er denn jetzt?“

„Wir wissen es nicht. Gestern war er den ganzen Tag in Wien. In der Früh mit dem Acht-Uhr-Zug fuhr er hinein und am Abend so halb um Uhr kam er erst zurück.“

Das Geräusch einiger Schritte wurde hörbar. Durch die Allee kam Johann auf die kleine Gesellschaft zu. Als der Kommissar den alten Diener erblickte, fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf.

Die Baronin rief Johann schon von weitem an: „Wollen Sie von mir etwas, Johann?“

„Ja, gnädigste Frau Baronin. Der Herr Oberleutnant läßt fragen, ob er Frau Baronin seine Aufwartung machen darf.“

„Es wird uns freuen, wenn er hierherkommt. Sagen Sie dem Herrn Oberleutnant, daß wir ihn hier im Park bei der Linde erwarten.“

Johann wollte wieder gehen. Aber der Kommissar hielt ihn an.

„Sie, bitte, welchen Zug haben Sie gefahren, als Sie in die Stadt fuhren?“

„Den Acht-Uhr-Zug, Herr Kommissar.“

„Dante!“

Johann eilte wieder zum Hause zurück. Der Kommissar wandte sich an die Baronin: „Können Sie sich erinnern, wann Johann gestern abend aus der Stadt kam?“

„Ja, beiläufig. Eine halbe Stunde bevor wir zum Abendessen gingen — wir soupierten immer um halb neun. Vom Bahnhof bis hierher ist nur eine halbe Stunde, also dürfte er nach dieser Berechnung um halb acht angekommen sein.“

„So mußte dein Bruder dieselben Züge benutzt haben, wie Johann?“ wandte Wurmfer sich wieder an Hella.

„Schon möglich.“

Mary, die vielleicht den Gedankengang des Kommissars erraten hatte, bemerkte: „Herr Doktor, Sie dürfen nicht vergeffen, daß nach Baden jeden Augenblick ein Zug kommt. Die Zeitdifferenz drückt sich natürlich bei der Wagenfahrt nicht genau aus und überdies könnte das wohl nur Johann selbst genau feststellen.“

„Vorläufig noch nichts Besondere.“

„Also hat man ihn noch nicht?“

„Ich bin noch immer auf der Suche.“

„Hier, bei den Damen? Wenn Ihr Beruf Sie immer mit so schönen Repräsentanten der Menschheit zusammenführt, dann sind Sie wahrlich zu beneiden!“

Dem Kommissar war es sehr angenehm, den Oberleutnant in Marys Gesellschaft zu sehen. Er hatte gestern abend keine Gelegenheit gefunden, mit dem Offizier zu sprechen oder ihn zu beobachten. Wenn in ihm auch nicht der geringste Verdacht rege wurde, daß Baron Walden in Zusammenhang mit dem Verschwinden des Schmuckstücks gebracht werden konnte, so war er ja schließlich doch eine jener wenigen Personen, die den Aufbewahrungsort kannten. Wie er jetzt den jungen, lebensfrischen Offizier mit Mary in harmlosem Gespräch sah, fiel auch nicht der geringste Zweifel in ihm auf, daß die Haltung des Offiziers eine erlösende sein könnte.

Doktor Wurmfer begann absichtlich das Gespräch wieder auf die Vorfälle des gestrigen Abends zu lenken. Nicht, um Äußerungen des Oberleutnants zu hören, wohl aber, um den Ton ins Ohr zu bekommen, den jener dabei anschlagen würde.

Baron Walden sprach in der unverfänglichsten, freiesten Art, die man sich denken konnte, über die Angelegenheit. Der Kommissar gewann die Überzeugung, daß jeder Schritt nach der Richtung nur vergebene Zeit bedeuten würde. In dem halbständigen Gespräch, das unter der Linde geführt wurde und ausschließlich die leidige Angelegenheit behandelte, erkannte der Kommissar aber auch, daß er an dem geraden, offenen, lebenswürdigen Mann einen wertvollen Mitarbeiter finden könnte, falls er dessen einmal bedürfte.

Und die halbe Stunde genügte auch dem Kommissar, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß der junge Offizier und die Baronin wärmer für einander fühlten, als es ein bloß gesellschaftliches Verhältnis erheischt hätte.

Doktor Wurmfer fand es nur ganz begreiflich, daß die Baronin nach kurzer Zeit den Vorschlag machte, eine Promenade durch den Park zu unternehmen. Auch Hella und er begrüßten diesen Spaziergang freudig. Wenn auch die Baronin von ihrer Liebe wußte, so war es doch schöner, ganz allein mit dem geliebten Mädchen sprechen zu können. Er schritt daher mit Helene rasch voran.

Auch die Baronin war glücklich, mit Leo allein sein zu können. Wie hatte sie diesen Augenblick schon ersehnt! So vieles hatte sie ihm zu sagen!

Ungestimmt sah Leo die Hand Marys und bedachte sie mit Küffen.

„Wo warst du denn heute?“ fragte er zärtlich.

„Ich habe in Wien Besorgungen gehabt und war dann beim Advokaten.“

„Beim Advokaten?! Hast du denn auch geschäftliche Angelegenheiten?“

„Geschäftliche Angelegenheiten getabe nicht — aber — er ist ja nicht nur ein Rechtsfreund, sondern ein alter Freund unserer Familie und besonders mir sehr ergeben. Und da hab' ich ihn halt um Rat gebeten.“

„Warst du heute wegen dieser Halsbandgeschichte bei ihm?“ fragte Leo weiter.

„Ja, ja, wegen der Geschichte“, antwortete Mary nachdenklich. „Aber wir sprechen lieber nicht darüber. Ich höre ohnedies den ganzen Tag von nichts anderem. Erzähle du mir.“

„Was soll ich dir denn erzählen? Das einzige, das mich interessiert, bist du, höchstens noch das Kennen. Na, Gott sei Dank, der Janto ist wieder famos gegangen.“

„Gottlob! Also du hoffst?“

„Ich hoffe nicht, ich weiß bestimmt. Wenn nicht der Teufel die Hand im Spiele hat, muß ich als Erster herein.“

Mary hängte sich schwer in den Arm des Offiziers.

„Du, Leo“, flüsterte sie mit bewegter Stimme, „es wäre schrecklich, wenn es nicht der Fall wäre. All unsere Hoffnungen sind auf diesen einen Ritt gesetzt.“

„Mache dich nur nicht ängstlich, Mary! Sonst werde ich nervös und dann passierst mir noch ein Malheur. Unsere Hoffnungen liegen in uns.“

Er drückte zärtlich den Arm der Geliebten und ergriff ihre Hand.

Mary zögerte einen Augenblick, dann sagte sie in bestimmtem Tone: „Du hast wirklich recht. Wenn du auch schließlich Zweiter wirst, was tut's? Wir werden schon ein anderes Mittel finden, den Vater umzustimmen.“

„Weißt, Kind, ich denk' nicht gern an diese Möglichkeit, aber peinlich war's schon! Du weißt ja, wie die Geldleute sind, wenn man Bech hat. Sie haben dann erst recht Angst um ihr Geld und werden rücksichtslos. Sie sitzen mit ohnedies im Raden. Das bißl jugendlichen Leichtsinns muß man gehörig bezahlen!“

„Dah nur, laß nur, Leo! Wir werden schon ein Mittel finden!“

„Rein, liebe Mary“, antwortete der Offizier ernst und mit Nachdruck, „nicht „wir“, sondern ich!“

Sie blickte voll Umgebung zu ihm auf.

„Aber, Leo, du und ich, wir sind doch eins!“

„Gott, mein Kind. Aber nicht in Geldangelegenheiten! Die laß nur hübsch meine Sorge sein!“

Mary blieb stehen.

„Was?“ rief sie. „Das Weib, das dich liebt, das deine Frau werden wird, sollte nicht das Recht haben, deine Sorgen zu teilen?“

„Das Weib, das ich liebe, soll nur die Sonnenstunden mit mir teilen!“ antwortete Leo. „Wenn ich einmal krank sein werde, dann sollst du mein Trost, meine Stütze, meine hilfreiche Gefährtin sein. Aber in Geldangelegenheiten muß ich schon trachten, allein durchzukommen, da darf ich keine Hilfe in Anspruch nehmen. Die sind schließlich meine Sache. Geldfragen zwisch' Mann und Frau — das widerstrebt meinen Gefühlen!“

„Aber geh' Leo, das sind doch so veraltete Ansichten! Schau“, man spricht doch nur so davon. In Wirklichkeit könnte ich gar nicht helfen. Du kennst ja meine prätere Situation. Du weißt ja, daß ich ganz vom Vater abhäng'... Aber gesetzt den Fall, ich wäre reich, sehr reich... oder mir würde plötzlich von Verwandten der Betrag zur Verfügung gestellt werden, den du brauchst, um dich zu rangieren, würdest du das wirklich nicht annehmen? Würdest du meine Vermittlung wirklich ablehnen?“

„Gott, würde ich das, mein Kind!“ sagte Baron Walden in bestimmtem Tone.

„Auch in Anbetracht des Umstandes, daß wir nicht betrauten können, bevor diese Angelegenheiten geordnet sind?“

Der Offizier nickte ernst.

„Ja, mein Herz, das ist schon so, da läßt sich nichts machen!“ bemerkte er.

Mary seufzte und ein sorgenvoller Ausdruck trat in ihre Augen.

„Wir werden halt noch ein halbes Jahr warten, das ist alles!“ tröstete Leo.

„Und opfern ein halbes Jahr Jugend, ein halbes Jahr Glück!“ murmelte Mary.

Er drückte ihren Arm fest an sich.

„O Mary, welches Glück, wenn du erst mein Weib bist! Wenn nichts mehr uns zu trennen vermag!“

Mary schwieg und blickte gedankenvoll in das Blätterwerk. Bei Leo's heißen Worten war sie leise erschauert. Dann hob sie ihr weißes Gesicht zu ihm empor, ihre dunklen Augen leuchteten.

„Aber schau“, Leo“, sagte sie, „siehst du nicht selbst ein, daß es eigentlich ein Widerspruch ist: Wenn ich reich wäre, würdest du doch meine Mittigkeit ruhig annehmen?“

Der junge Offizier richtete sich höher auf. Die Weichheit war aus seinen Zügen geschwunden.

„Liebe Mary“, antwortete er und eine leise Ungebuld klang in seiner Stimme, „wenn du dich nicht in die Lage eines Gentleman, der nebenbei Offizier ist, hineinversetzen willst — denn daß du es nicht kannst, will ich gar nicht annehmen — so kann ich dir nicht helfen. Wenn du es nicht verziehst, so mußst du dich eben ohne Verbindung meinem Willen fügen. Es ist doch etwas anderes, ob man von der Mittigkeit seiner Frau mit der Frau lebt oder ob man sich von einer Dame, die offiziell noch gar nicht die Braut ist, seine Schulden bezahlen läßt!“

Das Paar war in den sogenannten „wilden Part“ gelangt. Eine Weile schritten sie schweigend dahin, bis sie zu einer Gruppe von Blutbuchen gelangten, deren tiefrotes Laub neben den fast weißen Blättern einer Silberpappel von seltsamer Wirkung war.

Dort blieb Mary stehen und blickte Leo bittend an.

„Aber schau“, lieber Leo —“, begann sie zaghaft.

Sie kam nicht weiter.

„Ich bitte dich, über diese Angelegenheit nicht mehr zu sprechen!“

Mary sah, wie erregten Ausdruck das Antlitz ihres Bräutigams angenommen hatte. Sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß jedes Wort vergebens wäre.

Und obwohl sie es bedrückte, daß es ihre Vereinigung auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben drohte, freute es sie doch im geheimsten. Erkannte sie doch, wie selbstlos Leo sie liebte. Und eine unendliche Gütlichkeit waltete in ihr auf. Rindlich schlug sie die Augen zu ihm auf, lindlich klang ihre Stimme, als sie ihn fragte: „Bist vielleicht böse auf deine Mary?“

Ein Lächeln erhellte die Züge Leo's.

„O du, du! Wie könnte ich denn jemals böse auf dich sein!“

Und mit einer ungestümen Bewegung schlang er die Arme um Mary und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

„Hast du mich wirklich so lieb?“ flüsterte sie betörend.

Er antwortete nicht, sondern drückte sie noch fester an seine Brust. Die alten Blutbuchen rauschten über ihnen. Leise strich der Wind durch das Röhricht des Teiches.

Sie merkten es nicht. Sie haben einander nur tief in die Augen. Die Welt um sie her war oersunken.

„Mary!“ klang es in diesem Augenblick.

Sie schreckten empor; der Zauber tiefumdehrend ließ er sie aus seinen Armen. Sie hob die Arme und nestelte an dem Haartnoten.

Als sie ihren Namen rufen hörte, war eine leise Rote bis zur Stirn aufgestiegen.

„Wenn man uns nur nicht gesehen hat!“ flüsterte sie Leo zu.

Der sah sich um.

„Ach, wenn's nur schon Sonntag wäre!“ fuhr der Oberleutnant auf. „Damit doch einmal all diese demütigenden Heilmittelheiten aufgehört. Könnte ich nur schon ehelich und offer vor deinen Vater hintreten und aller Welt mein Glück zeigen!“

Und zum zweitenmal wurde Mary angerufen.

„Komm“, Leo, es ist Hella! Was soll sie sich denken, wenn wir uns gar nicht melden? Ich möchte nicht, daß man uns hier findet.“

Mary wollte Leo fortziehen.

„Das geht nicht mehr. Ich sehe ihr Kleid schon durch die Bäume schimmern. Ruf sie nur recht unbedächtig her.“

Frohlich und laut rief sie: „Hallo, wir sind hier!“

„Bitte, komm' hierher! Wir sind beim alten Turm! Stephan möchte mit ihr sprechen!“ hörte man Hellas Stimme schallen.

X.

Mary eilte mit Leo über die Eichtung zurück und schlug einen kleinen Seitenpfad ein, der sich zwischen Brombeergesträuch nach einer etwas höher gelagerten Wiese schlängelte.

An ihrem Rande, nahe einem kleinen Fichtenstande, erhob sich ein unruher, majestätischer, halboberfallener Turm, dessen Wände dunkler Feuer teilweise umspinnen hatte. Der Turm war unbenutzbar und überflüssig. Nur weil er so romantisch wirkte, duldete man ihn noch. An der vorderen, der Wiese zugewandten Front war eine grobgezeichnete Holztür dem alten morschen Gemäuer eingemügt worden.

Vor diesem Tor standen Hella und der Polizeikommissar.

„He, ne winkle schon von weitem.“

„Stephan — der Herr Doktor“, verbesserte sie sich rasch, als sie Leo's ansichtig wurde, „interessiert sich für den Turm.“

„Wenn Sie nicht an mein historisches Wissen appellieren, Herr Doktor“, sagte die Baronin heiter, „bin ich gern bereit.“

Doktor Wurmfer war Mary einige Schritte entgegengegangen und antwortete:

„Rein, verehrte Baronin, für mittelalterliche Romantik habe ich gar keinen Sinn. Was mich interessiert, müssen Dinge jüngsten Datums sein.“

„Im Zusammenhang mit dem Turm?“

„Mit dem Turm?“ fragte Mary erstaunt.

„Ja, im Zusammenhang mit diesem Turm!“ erwiderte der Kommissar bedeutungsvoll. „Wenigstens glaube ich, daß ein solcher Zusammenhang besteht.“

„A, da wäre ich doch neugierig.“

Der Kommissar führte Mary zur Tür des alten Turmes und setzte sich mit ihr auf eine breite, niedere, feinerne Bank, zwischen deren Rücken sich junges Grün eingemischt hatte.

„Sagen Sie, Baronin, hier stand wohl ursprünglich das Schloß, nicht wahr?“

„Ja, nicht ganz knapp, ein paar Schritte weiter rechts. Dieser Turm, aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert, wie ich glaube, ist der letzte Ueberrest des Stammschlosses meiner Familie.“

„Wird er bewahrt?“

„Wo denken Sie hin!“ antwortete die Baronin lächelnd.

„Wozu wird der Turm jetzt benutzt?“

„Ich denke, gar nicht.“

„Waren Sie schon einmal drin, Baronin?“

Die Baronin lächelte, wie in Erinnerung an frohe Kindertage.

„Einmal? Meine ganze Kindheit habe ich sozusagen in diesem Turm verbracht. Fragen Sie nur Hella! Er hatte immer etwas geheimnisvoll Anziehendes für mich.“

„Wann waren Sie das letztmal im Turm, Baronin?“

„Das sind natürlich viele Jahre her. Genau kann ich mich nicht erinnern. Als einmal Reparaturen hier im Hause notwendig waren und der Vater einen Ingenieur holen ließ, warnte uns dieser, den Turm zu betreten. Da verbot mein Vater den Eintritt. Seit dieser Zeit wird der Turm wohl nicht mehr besucht worden sein.“

„Ich bin anderer Ansicht! Der Turm ist erst dort ganz kurzer Zeit betreten worden!“ erklärte der Kommissar.

„Unmöglich! Wer sollte drinnen gewesen sein?“

„Bitte, sehen Sie selbst her!“

Doktor Wurmfer führte die Baronin zu der alten Holztür.

„Betrachten Sie einmal die Rinne genau. Da sehen Sie ganz deutlich im Staud die Spuren einer Hand.“

Die Baronin beugte sich nieder und antwortete:

„Selbst, aber Sie haben recht. Wer könnte in dem alten Turm etwas zu tun gehabt haben? Kannst du die das erklären, Hella? Ah, mir fällt ein, vielleicht hat der Gärtner Werkzeuge oder dergleichen hineingestellt. Das wäre ja nicht unmöglich.“

„Da muß Ihr Gärtner sehr feine, aristokratische Hände haben!“ erwiderte der Kommissar etwas ironisch. „Denn Sie sehen, es ist der Abdruck einer schmalen, zarten Hand!“

„Was Sie alles aus diesen Staubspuren herauslesen! Ordentlich fürchten könnte man sich vor euch Polizeibeamten!“

„Und sehen Sie dort auf der Erde den Knopf.“

Der Kommissar beugte sich nieder und hob einen Knopf auf, den er der Baronin reichte.

„Kennen Sie ihn vielleicht?“

„Nein. Aber von den Kleidern des Gärtners dürfte er nicht herrühren. Es ist auch kein Knopf, wie ihn Damen tragen.“

Der Kommissar nickte.

„Es ist ein Knopf, der an einem Herrenrock hing. An welchem, das will ich bald herausstrigeln!“

Der Kommissar betrachtete den Knopf aufmerksam von allen Seiten. Die eingeprägte Marke war eine englische. Zweifellos ein Knopf, der zu einem eleganten Anzug gehörte.

„Gestatten Sie, daß ich den Turm besichtige?“ fragte der Kommissar nach einer Weile.

„Selbstverständlich! Nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß es gefährlich ist! Namentlich soll die Wendeltreppe, die zum kleinen Söller hinaufführt, gänzlich baufällig sein.“

„An Gefahren sind wir gewöhnt, Baronin. Der Turm wird nicht gerade in dem Augenblick zusammenstürzen, da sich die Polizei für ihn interessiert.“

„Hoffen wir, daß er so rücksichtslos sein wird!“ meinte Mary lachend.

Doktor Wurmfer wandte sich zum Gehen.

„Wenn die Damen gestatten“, sagte er, „hole ich jetzt meine beiden Agenten. In einer Stunde will ich Ihnen Bericht erstatten, was ich im Turm gefunden habe.“

Der Kommissar entfernte sich gegen das Schloß zu. Dort rief er Brandtner und Raimund und befahl ihnen, ihn zu folgen.

Beim Turm zog Wurmfer den Knopf, den er gefunden hatte, aus der Tasche, wickelte ihn in ein reines Stück Papier und übergab ihm dem Agenten Brandtner.

„Sie, Brandtner, ich wünsche so bald als möglich zu erfahren, an welchem Kleidungsstück hier im Schloß dieser Knopf fehlt. Er ist ganz frisch abgerissen. Das sehen Sie ja an den Fäden. Wäre er übrigens lange hier gelegen, so müßte man ihm das anmerken. Um so mehr, als es vor drei Tagen erst sehr stark geregnet hat. Vielleicht liegt sich d.: Sache dadurch vereinfachen, daß Sie sich hinter einen der Diener stellen.“

„Das kann ich leicht machen, Herr Doktor, ich bin mit dem Leopold sehr gut. Er bedient den Herr Baron und der Herrn Oberleutnant.“

„Bravo! Das geht ja nach Wunsch! Und jetzt ans Werk! Offnen Sie die Tür!“

Die Querbalken wurden heruntergenommen und die eine Hälfte der Tür aufgerissen.

Der Kommissar trat in den Turm. Ein kleiner, halbrunder Raum umging ihn, in dessen Hintergrund einige Stufen zu einer eisenbeschlagenen Tür führten. Durch eine in Mannshöhe angebrachte Luke erhielt der Raum Licht genug, so daß man sich orientieren konnte.

Aufmerksam sah sich Doktor Wurmfer nach allen Seiten um.

In dem Raume standen einige Stiefeln und Geräte, wie sie Gärtner brauchen. Vermutlich diente dieser Teil des Turmes als Aufbewahrungsort für alte Geräte.

Doktor Wurmfer prüfte den Boden und ging bis zu den Stufen, welche zu der zweiten Tür führten, vor. Er lächelte befriedigt.

„Sie, Brandtner, sehen Sie diese Fußspur da?“ wandte er sich an den Agenten.

„Ja, Herr Kommissar! Ein schmaler, langer Fuß, ein Männerfuß. Zweifellos ein anderer als der, den wir am Eingang vorne bei den Geräten bemerkt haben.“

„Wenn wir da fertig sind, nehmen wir diese Spur ab. Aber geben Sie vorsichtig zu Werte und geben Sie sehr acht. Diese Fußspur ist vielleicht wichtig!“

In der verstaubten, verrosteten Rinne der zweiten Tür, zu welcher ein paar Stufen hinaufführten, sah Doktor Wurmfer wieder den frischen Abdruck einer schmalen Männerhand. Sein Gesicht wurde immer vergnügter.

Mit äußerster Vorsicht, um diese

Spur nicht zu verwischen, öffnete er dann die Tür.

Kalte, modrige Luft wehte ihm entgegen. Etwas enttauscht blickte er sich um.

Er befand sich in einem Gewölbe, das fast vollständig leer war. In einer Ecke stand ein nurmazerfressener alter Tisch. Daneben eine rohgezimmerte Bank. Der Tisch war von Spinnweben umzogen.

Aber man bemerkte ganz deutlich, daß das Gewölbe an einer Stelle, nahe an der Bank, weniger dicht war. Es sah wie eine erst frisch überspannte Vide aus.

Gespannt blickte Doktor Wurmfer auf diesen Fleck.

„Alo auch das könnte stimmen!“ murmelte der Kommissar. „So also wand der Schmutz am Ellbogen des Herrn zu erklären!“

Die Bank zeigte deutlich den Abdruck eines Menschen, der sich niedergesetzt hatte.

„Hier hat er Platz genommen und da muß er sich aufgesetzt haben!“ sprach Doktor Wurmfer laut vor sich hin.

„Wer, bitte?“ fragte der Agent.

„Jener Herr, der zu dem Knopf gehört, den Sie in der Tasche haben und dessen Fußspuren wir bis hierher feststellen konnten.“

Der Kommissar dachte einen Augenblick nach. Dann schritt er in den Hintergrund des Gewölbes, den eine Wand abschloß, durch die eine Tür zu einer zweiten, kleineren Wendeltreppe führte.

Die Fußspuren, die schon im Vortraum gefunden worden waren, ließen sich einige Stufen weit verfolgen. Dann hörten sie plötzlich auf.

Doktor Wurmfer dachte nach. Der unbekannt Besucher des Turmes mußte irgend etwas gesucht haben, denn seine Spuren ließen sich kreuz und quer nach allen Richtungen hin in dem Gewölbe verfolgen. Was konnte er in diesem alten verlassenen Turm gemollte haben? Vielleicht hatte er den Schmutz nach dem Diebstahl hier verstreut? Dann wäre es begreiflich, warum man im ganzen Hause sonst keine Spur fand.

„Sie, Brandtner, bringen Sie einmal ein paar Laternen aus dem Vortraum und eine Leiter!“

Der Agent tat, wie ihm geheißen.

„So! Raimund, helfen Sie! Vor allem müssen wir mit den Brettern ein paar recht klare Spuren überdecken, damit wir sie nicht verwischen, womöglich die Gangbilder, die zur Stiege führen. Aber recht vorsichtig, bitte!“

Raimund und Brandtner vollführten den Befehl.

„Nun können wir uns wenigstens frei bewegen“, sagte der Kommissar. Dann setzte er sich auf die Bank nieder und ließ die Agenten die ganze Längsband abfuchen und abklopfen. Leider ohne Resultat.

Nach einer halben Stunde vergeblicher Arbeit sagte Doktor Wurmfer: „Ich muß jetzt ins Schloß hinauf. Unterdessen stellen Sie ein Nachbild einer schönen, klaren Fußspur her. Machen Sie Handspuren an der Rinne fixieren Sie.“

„Soll ich das sofort tun, Herr Doktor?“ fragte der Agent.

„Ja, gewiß, sofort! Dann stellen Sie die Bretter wieder auf den alten Platz und bleiben in der Nähe des Turmes.“

„Wie lange, Herr Doktor?“

„Vorläufig bleiben Sie da, bis ich zurückkomme. Wir werden dann schon das Weitere besprechen.“

Doktor Wurmfer wandte sich nun an den zweiten Agenten:

„Sie können einweisen ins Schloß zurückgehen, Raimund, aber nicht auf demselben Wege wie ich. Machen Sie den kleinen Umweg durch den wilden Park. Vergeffen Sie wegen des Knopfes nicht. Das möcht' ich möglichst bald wissen.“

„Ich werde es besorgen, Herr Kommissar!“

Doktor Wurmfer trat rasch in den Garten hinaus und schritt auf dem kürzesten Wege dem Hause zu.

Der Tee wurde nicht im Boudoir der Baronin serviert wie bisher, da dieses Zimmer auf Wunsch des Kommissars verschlossen worden war. Man nahm ihn in die Bibliothek.

Doktor Wurmfer fand schon die ganze Gesellschaft versammelt. Die Baronin und der Oberleutnant standen beim Fenster, als der Kommissar eintrat. Hella sah mit dem alten Baron und dessen Neffen beim Tisch.

Johann bot eben Sandwiches und nach englischem Rezept geröstete Brote an.

„Na, haben Sie ihn, lieber Doktor?“ fragte der Hausherr, als Wurmfer zum Tisch trat.

„Ich habe ihn zwar noch nicht, aber — er ist in greifbarer Nähe!“ erwiderte Wurmfer heiter und unbesangten. Dabei betonte er absichtlich das letzte Worte.

Der alte Freiherr sprang wie elektrisiert auf.

„Das Sie nicht sagen!“ rief er. „Sie kennen also schon den Dieb.“

„Darauf kann ich in diesem Augenblick noch keine Antwort geben, Herr Baron.“

(Fortsetzung folgt.)